



Lucy Foley

Die
leuchtenden
Tage am
Bosporus



it

Roman

Lucy Foley

Die
leuchtenden
Tage am
Bosporus

Roman
Aus dem Englischen von
Katja Bendels

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2018 unter dem Titel
Last Letter from Istanbul bei HarperCollins Publishers, London.

insel taschenbuch 4697

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2019

© Lost and Found Books Ltd 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagfotos: Valentino Sani/Trevillion Images; Getty Images

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36397-2

SIEGREICHE ENTENTE IN KONSTANTINOPEL!

Seit heute, dem 13. November 1918, steht Konstantinopel unter Besatzung. Das besiegte Reich der Osmanen, das den Fehler beging, sein Schicksal mit dem Deutschen Kaiserreich zu verbinden, wird sich nun den siegreichen Streitkräften der Alliierten beugen müssen.

Die britischen Schiffe erreichten das Goldene Horn, nachdem sie bereits am Dienstag die Dardanellen und mit ihnen die schicksalhaften Schauplätze der unrühmlichen Schlacht von Gallipoli vor drei Jahren passiert hatten. Es mag ein Fiasko für die Entente gewesen sein, ja, aber nicht weniger auch für die damals siegreiche osmanische Streitmacht. Es war an diesen Stränden von Gallipoli, dass sie die Blüte ihrer Jugend verschwendete, ein Verlust, von dem sie sich niemals erholte.

Kaum, dass sie das Goldene Horn erreicht hatten, stürmten die Truppen, fast 3 000 britische, gut 500 französische und 500 italienische Soldaten, umgehend an Land und besetzten Militärbarracken, Hotels, italienische und französische Schulen, Häuser und Hospitäler. Die Männer werden dort ausharren, bis die Administration der siegreichen Mächte organisiert ist und die Requirierung privater Wohnhäuser beginnen kann, damit die Ordnung in dieser von Krieg gezeichneten Stadt bald wiederhergestellt ist. Anders als die Mehrheit ihrer Kameraden werden diese Männer

nicht zu ihren Familien zurückkehren, sondern Tausende von Meilen entfernt ihrer ehrenhaften Aufgabe nachkommen.

DER FEIND ÜBERNIMMT STAMBOL

Heute, am 13. November 1918, haben die Schiffe unserer Feinde unsere herrliche Stadt, die Blume unseres Reiches, eingenommen. Dieser Zug der sogenannten »Entente« straft alle Versprechen Lügen, dass sie nicht an einer Besetzung osmanischer Gebiete interessiert seien. Zum Glück haben die Osmanen schon lange gelernt, dass man dem Wort ihrer westeuropäischen Kontrahenten keinen Glauben schenken kann.

Mit Trauer in ihren Herzen verfolgten Männer, Frauen und Kinder von den Ufern unseres geliebten Goldenen Horns aus den Einzug der Schiffe. Einige der Männer hatten 1915 an den Stränden von Gallipoli beherzt gegen diese »Alliierten« gekämpft. Sie haben damals viele Kameraden verloren, und doch einen ehrenvollen Sieg davongetragen. Nun mit ansehen zu müssen, wie ihre einst geschlagenen Feinde ihnen hierher folgen, um Anspruch auf ihre Stadt zu erheben und sich ihrer Häuser zu bemächtigen, wenn ihnen der Sinn danach steht, ist die größte nur denkbare Demütigung.

ERSTER TEIL

KONSTANTINOPEL

1921

DREI JAHRE UNTER BESETZUNG DER WESTMÄCHTE

Nur

Früher Morgen. In einem Zimmer oberhalb der Schiffswerften des Bosphorus schläft eine Frau. Ihr langes schwarzes Haar hat sich in der rauen See der Nacht um ihren Körper geschlungen. Sie hat vergessen, es zusammenzubinden, wie sie es normalerweise tut. Zu müde. Ein Arm liegt wie achtlos fortgeschleudert über ihrem Kopf, eine körperliche Nachlässigkeit, die sie sich am Tage niemals erlauben würde. Ihre Finger sind gespreizt, die Hand wie in einer flehenden Geste geöffnet.

Es ist still, abgesehen vom selbstgefälligen Ticken einer Uhr: eine eher klobige Konstruktion aus dunklem Holz. MADE IN ENGLAND. Ihr lautes Ticken hallt im Raum, denn neben dieser Uhr und dem niedrigen Diwan mit seiner schlafenden menschlichen Fracht gibt es nur wenige Möbel. Aber es hat einmal welche gegeben; die dunkleren Spuren auf dem Boden, die das Sonnenlicht noch nicht hat ausbleichen können, sind noch immer zu sehen. Sie stammen nicht nur

von Möbeln, auch von Teppichen, viel feiner als dieses abgenutzte Ding, das übrig geblieben ist. *Kelim* aus Anatolien, *soumak* aus Persien.

Die Sonne geht auf. Sie klettert über die grünen Grasflächen am anderen Ufer des Bosphorus und streicht über das Wasser wie Butter. Jetzt berührt sie Europa. Innerhalb weniger Minuten hat sie zwei Kontinente überspannt; ein tägliches Wunder. Sie vergoldet den hässlichen mechanischen Detritus der Werften. Jetzt erreicht sie das Zimmer der Schlafenden. In der muffigen Luft vollzieht sich ein weiteres Wunder: Die schwebende Staubschicht verwandelt sich in einen Schwarm tanzender Goldpartikel.

Egal wie häufig die Wohnung auch geputzt wird, der Staub bleibt. Vielleicht liegt es am Alter des Gebäudes oder daran, dass es vollständig aus Holz gebaut ist und über die Jahre Regen, brütende Hitze, Frost und Schnee ertragen hat. Es ist geschrumpft und gewachsen, hat sich gebogen und geatmet wie das lebende Wesen, das es einst war.

Mittlerweile ist das Licht lautlos die Bettlaken hinaufgewandert und hat schlafende Zehen unter einem Lüftungsschacht aus Stoff gefunden. Ein Muster aus ungeübt, aber doch ansehnlich gestickten Granatäpfeln. Ihre Farbe entspricht beinahe vollkommen den Früchten, die bald an den Bäumen in einem Garten auf der anderen Seite des Wassers reifen werden. Die roten Kerne der aufgebrochenen Früchte werden zu einem Muster und marschieren am Saum der Decke entlang; ein goldener Faden bildet die Fasern zwischen ihnen.

Jetzt erreicht das Licht die wirren Haarsträhnen. Im Schatten schienen sie schwarz – nun zeigt sich, dass sie in ver-

schiedenen Brauntönen changieren, an manchen Stellen so leuchtend wie der goldene Stickfaden. Das Licht sammelt sich für seinen finalen Coup: den Hals zu erklimmen, die feinen Knochen des Kiefers, den leicht geöffneten Mund, den vorstehenden Bug der Nase, die Augenlider ...

Nur erwacht. Rosiges Licht. Sie öffnet die Augen. Weiß. Sie setzt sich auf, verschlafen, wischt sich über den Mund. Es war eine unruhige Nacht. Was hat sie in den frühen Morgenstunden aus dem Schlaf gerissen? Ein schlechter Traum. Sie kann sich nicht mehr an die Details erinnern. Je intensiver sie versucht, ihrer habhaft zu werden, desto rascher versinken sie, wie kleine Wesen, die sich im Sand eingraben. Ihr bleibt nur das Gefühl eines nachhallenden Unbehagens. Weit beunruhigender jedoch ist dieses Gefühl des Nichtwissens. Sie steht auf, betrachtet den Tag. Jenseits der flachen Dächer kann sie das Wasser erahnen, ein helles Glitzern. Bis zum Frühstück wird sie ihre Unruhe von sich abgeschüttelt haben. Da ist sie sicher. Denn was kann einen schon an einem solchen Morgen erschüttern?

Oh. Ein Zögern. *Etwas fehlt*. Und nun geschieht es, wie jeden Morgen. Die Erinnerung an alles, was sich verändert hat. Sie spürt, wie das Wissen sich wieder auf ihre Schultern hinabsenkt – beinahe schon auf beruhigende Weise vertraut. Denn nun hat sie es zumindest wiedergefunden, kennt sein Gewicht. Es ist weit schlimmer als die Erfindung eines simplen Albtraums.

Im Zimmer nebenan kocht jemand Kaffee. Der Geruch ist wie der Tag selbst – eine Andeutung von Wärme und Wohlbefinden. Sie kann diesen besonderen Klang des Kup-

ferkessels hören, als er gegen den Herd schlägt. Sie schiebt die Füße in ihre abgetragenen *babouches* und schlurft in den Flur hinaus. Lang nach oben gestreckt, sodass das Kinn gerade über die Kante des Herds ragt, auf dem der Kessel eine gefährliche Dampfwolke ausatmet, steht eine kleine Gestalt. Der Junge. Er blickt zu ihr auf, gefangen zwischen Stolz und Schuldgefühlen. Dann lächelt er.

Sie kann ihm nicht böse sein. Der Junge ist beinahe wie ein anderes Kind im Vergleich zu dem, der er noch vor zwei Jahren war. Oftmals findet Nur ihn morgens mit offenen Augen auf dem Rücken liegend und fragt sich, ob er sie überhaupt geschlossen oder die Nacht damit verbracht hat, eine Projektion der Schrecken an der Decke zu verfolgen. Wenigstens hat er wieder angefangen zu essen. Doch es hatte etwas Mechanisches, die Art, wie er das Essen nahm und kaute und schluckte und den Mund öffnete, um erneut etwas hineinzuschieben. Es war nichts weiter als der Instinkt eines Organismus, am Leben zu bleiben.

Lange Zeit hatte es keine Anzeichen mehr von dem Jungen gegeben, den sie einst gekannt hatte. Nur fragte sich, ob dieses Kind gänzlich von der Bildfläche verschwunden war – und niemals zurückkehren würde. Es gab Dinge, die einen Menschen vollkommen verändern konnten. Und als Kind war man formbarer, leichter zu beeindrucken; die Veränderung konnte umso verheerender sein.

Nur nimmt ihre Tasse mit hinauf auf das flache Dach des Hauses. Dies ist ihr heimliches Versteck; sie glaubt nicht, dass die anderen Bewohner des Blocks es kennen. Hier kann der Tag sie noch nicht treffen. Sie ist seine Herrin. Der Morgen

ist klar, noch kühl. Doch die Hitze des Tages kündigt sich bereits an. Das Wasser schwappt und plappert unaufhörlich. Und am Horizont liegt ein Schimmern; die Wolken, die sich dort oben ballen, haben die Farbe von Safran.

Sie trinkt einen Schluck Kaffee. Er ist gut, weit besser als der, den ihre Großmutter zubereitet, die sich zu gut dafür ist, Kaffee zu kochen, und ihn jedes Mal zu heiß aufbrüht.

Der Tag ist so still wie ein Gemälde. Man kann sich kaum vorstellen, dass dort unten Bewegung herrscht, Chaos. Doch sie kann es hören: die Geräusche der erwachenden Straßen, den Ruf des Milchverkäufers, die fernen Rufe der Schauer Männer am Kai, die Fischer, die ihren Fang feilbieten. Ganz in der Nähe das Rattern und Quietschen einer Straßenbahn. Aus dem nahegelegenen Viertel Pera, nur etwa zweihundert Meter nach Westen gelegen, dringt das Wimmern einer Geige – Relikt nächtlicher Vergnügungen.

Früher hätte Nur dieses Viertel, Tophane, nie als Wohnort in Erwägung gezogen. Es war ein Nirgendwo – ein Nachgedanke, der am Rockzipfel der großen Stadt hing, ein Ort, an dem verschiedene Wohnviertel zwangsläufig zusammenkamen, wo ihre Hauptstraßen aufeinandertrafen wie die losen Enden eines Seils.

Sie blickt über die Anlegestellen hinweg auf die glitzern- de Weite des mit Kriegsschiffen gesprenkelten Bosphorus. Von hier oben sehen sie winzig aus, als könnte man sie mit der flachen Hand wieder ins Meer zurückschieben. Sie repräsentieren drei der vier Sprachen, die Nur beherrscht. Eine vage imaginierte Zukunft in Friedenszeiten, erfüllt mit besinnlichem Zeitvertreib – Paris, London, Rom; die Lektüre der europäischen Literatur.

Der Beginn der Besetzung. Das Donnern ihrer Stiefel auf dem Kopfsteinpflaster, beobachtet von hundert Augen, die ihnen in einer – wie es für die Unwissenden scheinen mag – leeren Straße hinter verschlossenen Läden folgen: alte Frauen, junge Frauen, die sie hassen, die sie fürchten. Die Geschütztürme der riesigen hässlichen Schiffe im Goldenen Horn, die sie auf die antiken Schätze der Stadt richteten – die Aya-sofya, Süleymaniye, Sultanahmet. Eine unausgesprochene und doch ohrenbetäubende Drohung.

Diese ersten Nächte, wie ein angehaltener Atemzug.

Dabei hatten sie gesagt, *es würde keine Besetzung geben*. Sie hatten es versprochen. Die Engländer, die Franzosen, die Italiener – beim Waffenstillstand von Compiègne, der den Krieg beendete. Selbst diejenigen, die noch nie eine Zeitung gelesen haben, selbst die, die gar nicht lesen können, wissen das. Wissen jetzt, dass sie ihnen nicht vertrauen können.

Die neuesten Demütigungen sind ein Schlag ins Gesicht: Den Männern wird befohlen, ihre roten Fese abzunehmen, die sie getragen haben, seit sie denken können. Die Frauen werden begafft, aus irgendeinem Grund vor allem dann, wenn sie den Schleier tragen.

Hier oben, auf dem Dach, hat sie gegessen, vor den Blicken verborgen, als die Soldaten der britischen Armee unter ihr durch die Straßen marschierten. Einzelne Gesprächsfetzen schwebten zu ihr herauf:

»... leben wie Tiere ...«

und

»... ihre Frauen wirklich kaum besser als Huren ...«

und

»... ein Mann hier kann so viele Frauen haben, wie er will ...«

und

»... vielleicht hast du Glück, Clarkson, wenn die Ladys hier in diesen Angelegenheiten nichts zu melden haben ...«

und

»... seht euch nur den Zustand dieses Hauses an. Kein Wunder, dass sie verloren haben.«

Wären sie auch so laut gewesen, wenn sie gewusst hätten, dass man ihnen zuhörte und verstand, was sie sagten? Nur vermutete – und das war von allen die beleidigendste Variante –, dass die Männer sich nicht weiter darum geschert hätten. Die Stadt gehört ihnen. Sie haben sogar ihren eigenen Namen für sie: *Konstantinopel*. Dieser andere Name stammt aus dem Reich der Bürokratie, der Kartenmacher. *İstanbul*, so nennen ihre Bewohner sie. So hat Nur selbst sie immer gekannt. Das ist der Ort, an dem sie aufgewachsen ist – vertraut, geliebt. Aber die Regeln werden jetzt von anderen gemacht.

Als diese Männer fortfuhren mit ihren Beleidigungen, war sie an die Kante des Daches gekrochen, wobei sie darauf geachtet hatte, außer Sichtweite zu bleiben. Sie hatte die Tasse Kaffee, die sie in der Hand hielt, gekippt und zugelassen, dass ein paar Tropfen hinunterfielen. Völlig aus dem Affekt heraus; doch sie fielen, als hätte Nur es sorgfältig geplant. Ein dicker Lieutenant, der gerade seine Mütze abgezogen hatte, um seinen kahlen Kopf ein paar Sekunden lang zu kratzen. Das beinahe vernehmbare Zischen, als die brühend heiße Flüssigkeit mit der empfindlichen Haut in Berührung kam. Sein Aufheulen, schriller als das einer Straßenkatze.

Doch damals waren sie noch mutiger gewesen. Gerüchte von Widerstand. Kühne Worte, rebellische Worte: Sie wür-

den ihre Besatzer bei allem, was sie taten, unterminieren; sie würden ihre Lagerhäuser in Brand setzen, die Sperrstunde ignorieren, würden ihnen ins Gesicht spucken. Doch dann wurde die Demütigung alltäglich. Eine gewisse Stumpfheit setzte ein. Die Herausforderungen des Lebens kamen ihnen dazwischen, das war es. Alle schienen stillschweigend zu der Übereinkunft zu kommen, dass die beste Form des Widerstands nicht in kühnen Taten und öffentlicher Meuterei bestand, sondern darin, so weiterzumachen, als sei nichts geschehen. Sie würden sich dem Feind widersetzen, indem sie die Anwesenheit von khakifarbenen Uniformen auf den Straßen, die Armada im Goldenen Horn ignorierten. Ausgenommen der paar wenigen, muss man sagen, die im Schatten hockten und handfeste Pläne zur Vernichtung der Eindringlinge schmiedeten.

Nur blickt über den Bosphorus zum gegenüberliegenden Ufer, auf die dunkelgrünen Hügel eines anderen Kontinents. Asien. Die wenigen sichtbaren Häuser zwischen den Bäumen sind so verschachtelt und filigran, als hätte man sie aus Papier ausgeschnitten. Zwischen ihnen steht ein weißes Haus, schöner als alle anderen.

Nur wird von Sehnsucht erfüllt. Vertraut, doch konzentrierter an diesem Morgen, intensiver, als sie sie bisher gespürt hat. Ein Gedanke kommt ihr in den Sinn. Warum nicht?, fragt sie sich. Was soll schon geschehen?

Sie ruft zu dem Jungen hinunter: »Ich muss ein paar Sticke-
reien bei Kemal Bey abliefern.«

»Ich könnte mit dir kommen.«

»Nein.« Sie hat jetzt noch ein zweites Ziel für diesen Vor-
mittag, und dort muss sie allein hingehen.

»Aber ich gehe so gerne auf den Basar.«

»Das weiß ich. Aber dort bist du wie eine Katze, die einem Geruch folgt. Letztes Mal bist du bis zum Gewürzmarkt spaziert, bevor ich bemerkt habe, dass du fort warst.« Die Erinnerung an diesen Moment bringt einen Nachhall der Panik mit sich, die sie ergriffen hat. Sie schüttelt sie ab. Er ist hier, er ist in Sicherheit, sie wird nicht zulassen, dass es noch einmal passiert. »Außerdem«, sagt sie, »warten deine Bücher auf dich, wenn ich mich recht erinnere?«

Er wirft einen sehnsüchtigen Blick aus dem Fenster auf die sonnenbeschienenen Straßen. »Es ist so warm draußen.«

»Du kannst draußen lesen, in der Sonne.«

Er öffnet den Mund, begegnet ihrem Blick, schließt ihn wieder. Sie ist jetzt so vieles für ihn. Doch in diesen Augenblicken ist sie in erster Linie seine Lehrerin.

GARE D'AUSTERLITZ, PARIS
Fast ein ganzes Menschenleben später

Der Reisende

Früher Morgen. November. Kalt, sodass der Atem dampft, blaukalt wie ein Schleier, der über allem liegt. Dieser hier ist einer der ersten Züge, die den Bahnhof verlassen. Trotz der frühen Stunde wimmelt es von Menschen. Am *tabac*-Kiosk wartet bereits eine kleine Schlange, um Zeitungen und Zigaretten zu kaufen. Der Bahnsteig ist überfüllt. Gut, ich mag es, Leute zu beobachten. Über mir wölben sich eiserne Rippen, das Skelett eines Monsters aus der Zeit der Industrialisierung. Ein erhabener, hallender Ort, ein Tempel der Geschwindigkeit und der Effizienz.

Es gab einmal einen anderen Bahnhof wie diesen. Vor langer Zeit.

Dort vorn stehen Geschäftsleute in einheitlichem Grau, vielleicht auf dem Weg nach Lausanne. Auf den ersten Blick wirken sie, als wären sie allesamt vom selben Schneider ausgestattet und mit Hüten und Schuhen versehen worden. Viele lesen Zeitung. Die neuesten Meldungen: Nukleartests, russische Spionageringe, Anti-Vietnam-Demonstrationen. Die Geschichte des Jetzt. Ich frage mich, was sie wohl von mir halten würden, einem älteren Mann mit einem noch älteren Koffer. Oder was sie von den Seiten, die ich in der Hand halte, denken würden, seit so vielen Jahrzehnten schon veraltet. Die beiden Artikel, der britische und der türkische,

sind zusammengeheftet. Ich habe sie viele Male gelesen; einzelne Passagen kenne ich auswendig. *Ehrenhafte Aufgabe. Größte nur denkbare Demütigung.* Irgendwo dazwischen, zwischen diesen wenigen kurzen Absätzen, liegt der Anfang der Geschichte. Der Schlüssel, mit dessen Hilfe es vielleicht möglich sein wird, ein ganzes Leben zu verstehen.

Seltsam, wie ähnlich sie sich sind, diese Artikel; obwohl ich mir sicher bin, ihre Verfasser wären entsetzt, wenn sie das wüssten. Zwei Hälften eines Ganzen? Das Gesicht und seine Reflektion im Spiegel – jedes Detail umgekehrt, und doch im Prinzip dasselbe. Oder die zwei Pole eines Magneten, vom Schicksal dazu bestimmt, sich in alle Ewigkeit gegenseitig abzustößen.

Wir – sie.

Ost – West.

Irgendwo in der Mitte: ich.

Jetzt folgt mein Blick einem eleganten Paar nur wenige Schritte entfernt. Er ist ein paar Jahre älter als sie. Sie trägt einen rosafarbenen Mantel, ein blasser Schock gegenüber dem Grau der Geschäftsleute und dem Tag selbst. Er trägt Dunkelblau, als solle sein Outfit den Hintergrund für ihres bieten, ihr erlauben, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie könnten frisch verheiratet sein, denke ich, auf dem Weg in die Flitterwochen in den Bergen. Oder vielleicht haben sie eine Liaison, laufen davon. Etwas in der Art, wie sie sich ansehen, lässt letzteres vermuten. Übermüdet und hungrig. Eine Erinnerung kommt auf. Nicht frisch und vollständig, nicht fokussiert, um vor dem inneren Auge wie die Szene aus einem Film noch einmal abgespielt zu werden, sondern hauptsächlich ein Gefühl, eine Stimmung.

Ich muss wohl starren. Der Mann sieht mich direkt an, und ich bin ertappt. Ich habe etwas gesehen, das nicht für meine Augen bestimmt war – für niemanden als die beiden Verschwörer.

Ich lege meinen Koffer neben mich auf die Bank; das Leder an den Ecken ist blass und abgenutzt.

Ich öffne ihn, um die Zeitungsausschnitte wieder an ihren Platz zurückzulegen. Während ich das tue, verberge ich das Innere des Koffers mit meinem Oberkörper vor den Blicken der Menge; eine Art Beschützerinstinkt. Denn sehen Sie, ein Teil meines Gepäcks ist ein wenig unorthodox. Neben meiner Zahnbürste, meiner Kleidung zum Wechseln, meinem Rasierzubehör, trage ich auch Fragmente meiner Vergangenheit bei mir. Falls einer meiner Mitreisenden einen Blick auf den Inhalt meines Koffers werfen konnte, so wird er oder sie mich vielleicht für eine seltsame Spezies eines Handelsreisenden halten, der sich auf antike Kuriositäten spezialisiert hat. Sie würden sich fragen, wer meiner Ansicht nach daran interessiert wäre, so etwas zu kaufen. Diese Dinge besitzen keinen Wert an und für sich. Ihr Wert als Relikte, als Beweisstücke jedoch ist unbezahlbar. Es sind Hinweise darauf, wie ein kurzes Zwischenspiel in der Vergangenheit eine ganze Zukunft gestaltet hat. Und so scheint es nur richtig zu sein, dass ich sie, diese Talismane, auf diese Reise mitgenommen habe.

Der Zug fährt jetzt in den Bahnsteig ein. Um mich herum brandet die unweigerliche Welle der Panik auf, als fürchten meine Mitreisenden, es könnte keinen Platz mehr für sie geben, dabei halten sie alle Fahrkarten mit den Nummern ihrer Plätze in den Händen. Ich stelle fest, dass ich einen Au-

genblick lang wie gelähmt bin. Zum ersten Mal wird mir bewusst, was ich hier tue. Ich fürchte, so ist es schon immer mit mir gewesen: erst handeln, bei Gelegenheit dann nachdenken, bereuen. Doch jetzt habe ich plötzlich Angst. Wenn ich in diesen Zug steige, so wird mein Leben, das spüre ich, sich erneut auf eine Art verändern, die ich nicht vorherzusehen vermag.

Die Geschichte neu zu deuten, dieselbe, die vor so vielen Jahren abgebrochen wurde, hat nie einen endgültigen Abschluss ermöglicht. Mit einem Mal bin ich mir nicht mehr sicher.

Der Bahnsteig um mich herum leert sich. Ein Horn ertönt unheilverkündend. Mir bleiben etwa dreißig Sekunden.

Ein Zischen sich lösender Bremsen. Und dann stürze ich zum Zug, den Koffer ratternd hinter mir herschleifend, während die anderen Passagiere mich mit großen Augen anstarren.

Hinein durch die Tür, die der Schaffner gerade zuzieht, in den warmen Waggon.

KONSTANTINOPEL

1921

Der Junge

Vom Fenster aus blickt er Nur *hanım* nach, als sie am Ende der Gasse in die breitere Durchgangsstraße mit seinen drängelnden Menschenmassen einbiegt. Seltsam, auf ihn wirkt sie immer so kraftvoll. Doch jetzt sieht er, dass sie im Vergleich zu anderen Leuten nicht sehr groß ist. Tatsächlich wirkt sie neben vielen von ihnen eher klein, auch durch die schwere Tasche mit den bestickten Stoffen an ihrer Hüfte, deren Gewicht sie ein wenig schwanken lässt. Auf eine komplizierte Art bereitet ihm das Sorgen. Er folgt ihr mit seinen Blicken, als wären sie ein Mantel, der sie vor Unheil schützen könnte, bis sie nicht länger zu sehen ist.

Er weiß genau, was er jetzt tun wird, und es hat nichts mit der Lektüre seiner Schulbücher zu tun.

Er ist immerzu hungrig. Als der Krieg kam, vergaß die Stadt, die Menschen, die in ihr lebten, mit Lebensmitteln zu versorgen. Einst hatte es überall etwas zu essen gegeben. Hinter jeder Ecke ein neuer Geruch: die süße Hefe der *simit*s, hoch aufgetürmt und mit Sesam bestreut, das salzige Kochwasser gefüllter Muscheln, die über dem Feuer gegart wurden, die gebratenen Makrelen, die in dicke Brotrollen geschoben wurden, das Aroma verbrannten Zuckers, das von der offenen Tür einer *pastane* herbeischwebte, der scharfwürzige, unbotmäßige Geruch gekochter Schafköpfe.

Manchmal reichte es schon, diese Düfte, so überwältigend, dass es einem beinahe schien, als würde man sie essen, wenn man nur nahe genug herankam, einfach nur einzuatmen. Manchmal war es notwendig, sich von ein paar Notfall-*piastres* – nur für den Fall *größter Not* – zu trennen und auf dem Weg zur Schule mit seinen Freunden einen warmen *simit* zu teilen.

Der Stolz, mit dem die Verkäufer ihre Waren präsentierten: frisch geschälte Mandeln, vom *bademci*, dem Mandelverkäufer, auf einem glitzernden Kuchen aus Eis drapiert; die sauren grünen Pflaumen, die man nur zwanzig Tage im Jahr essen konnte, sorgfältig in kleine Papiertütchen verpackt. Eine gigantische Pyramide aus prallen runden Tomaten, die nach der Sonne selbst rochen und schmeckten.

Als der Krieg kam, verschwand all dies. Nicht sogleich. In den ersten Wochen gab es bloß ein bisschen weniger. Zuerst waren es die Essensstände an den Straßen, sie verschwanden allmählich aus der Stadt wie ein Detail aus einem alten Gemälde. Dann die Bäckereien. Anfangs war das Brot einen Tag alt. Dann eine Woche, dann zwei Wochen. Dann verschwand es ganz.

In dem abgebrannten Haus hatte er drei Tage lang nichts gegessen. Er war im Dunkeln geblieben und hatte darauf gewartet, dass es ihn holte. Als sie ihn fand, wäre er nicht in der Lage gewesen, allein dort hinauszugehen – er hatte nicht einmal die Kraft, seinen Kopf vom Boden zu heben. Jetzt ist es, als hätte der Hunger einen Weg tief in sein Innerstes gefunden, dort Wurzeln geschlagen. Und selbst jetzt, da es mehr zu essen gibt, geht der Hunger nicht fort. Selbst nachdem er etwas gegessen hat, ist das Gefühl noch da und nagt an sei-

nen Eingeweiden. Er denkt pausenlos ans Essen; er träumt davon.

Die anderen Frauen sind im anderen Zimmer: die alte und die, die niemals spricht. Durch den Spalt unter der Tür hindurch dringt Tabakrauch. Der Rauch riecht nach verbrannten Dingen, spricht von der Zeit davor. Er wird jetzt nicht daran denken. Das Wichtige ist, dass sie beschäftigt sind. Das gibt ihm Zeit, die Küche zu erkunden.

Diese Erkundungen sind nie besonders einträglich. Eine alte Zwiebel vielleicht, schon weich. Er isst sie wie einen Apfel. Die Erinnerung in seinem Mund schmeckt exakt so, wie der Schweiß eines Mannes riecht. Oder vielleicht ein Kantten Brot, mit der weiß-grünen Blüte des Schimmels. Und Spinnweben, wenn es in irgendeinen schwer zu erreichenden Spalt gefallen ist, aus dem nur ein Arm so dünn wie seiner es wieder herausholen kann.

Doch jetzt, da er tiefer in die dunklen Winkel greift als jemals zuvor, streifen seine Finger über etwas Neues. Nur mäßig neugierig zieht er es heraus. Ein Buch. Für ihn ist es nicht von besonderem Interesse; man kann es nicht essen. Bücher bedeuten Schule und Mühen. Doch für dieses hier spricht, dass es von ihm allein gefunden wurde.

»Hallo«, sagt er.

Ein Geheimnis umgibt dieses Buch. Er trägt es hinüber in den Lichtkegel der Straßenlaterne, um es genauer zu betrachten. Es ist selbstgemacht, nicht gedruckt, geschrieben in einer Handschrift, die ihm vage vertraut ist. Keine Bilder – eine Enttäuschung. Er hat wenig Geduld für Wörter. Er weiß, dass er nicht dumm ist, aber Wörter können ihn austricksen, können sich unter seinen Blicken verändern.

Eine Weile starrt er auf das Buch, kaum bemüht, es zu entziffern, schon bereit, es aufzugeben. Dann erweckt ein Wort seine Aufmerksamkeit, als hätte der Lichtschein selbst dessen Bedeutung aus der Seite hervorgesogen: *Hühnchen*. Ihm läuft das Wasser im Mund zusammen. Er liest das nächste Wort: *Walnüsse*. Es ist schon jetzt, dank dieser zwei Wörter, das spannendste Buch, das er je in seinen Händen gehalten hat.

Mit aller Konzentration, frustriert von der eigenen Langsamkeit, entziffert er auch die übrigen Wörter. *Paprika* – das kennt er, es ist das leuchtende Pulver, das aus den gleichnamigen Früchten gewonnen wird. Diese Wörter beschreiben etwas. Ein Gericht. *Paprika-Hühnchen mit Walnüssen*. Er kann es sich vorstellen, ja. Er schließt die Augen und beschwört unter großen Mühen seiner Vorstellungskraft den Geschmack herauf. Das zarte Fleisch, den leicht bitteren Geschmack der Nüsse, das süß-rauchige Aroma des Gewürzes.

Die Vorstellung dieses Gerichts in seinem Kopf ist eine Art angenehme Qual. Es ist fast so gut, wie es zu essen. Natürlich fehlt anschließend das Gefühl eines vollen Magens. Doch dieses Gefühl kennt er ohnehin kaum, kann sich nicht daran erinnern, wann er sich zum letzten Mal von dem, was er zu essen bekam, vollständig gesättigt gefühlt hat.

Die Magie des imaginierten Mahls ist vorbei.

Er blättert weiter, um die nächste Köstlichkeit zu entdecken. *Hühnchen* – das ist einfach, er hat das Aussehen des Wortes jetzt im Kopf. *Hühnchen mit ...* er kneift die Augen zusammen und starrt auf das Wort. *Feigen*. Das ist die beste Zeit des Jahres, wenn der Baum auf dem Schulhof seine Früchte freigibt. In der Zeit des größten Hungers waren sie

ihm alles. Nicht so sättigend wie Brot, doch besser als die Häute der Auberginen, die er aus den Mülltonnen herausfischte. Es gibt zwei Sorten von Feigen: weiß und lila. Letztere sind größer, doch die weißen haben einen feineren Geschmack. Kleine duftende Bissen. Die mag er am liebsten. Leider mögen auch die Vögel sie am liebsten. Einmal, nach der Schule, hätte er vor Enttäuschung beinahe geweint, als er feststellen musste, dass sie sich so viele bereits vor ihm geholt hatten. Und sie waren so verschwenderisch. Oft aßen sie nur einen Teil der Frucht und ließen den Rest einfach hängen, wobei er trocken wurde oder verfaulte. Die Hälfte ihres Diebesguts verteilten sie auf dem Boden. Diese Reste nahm und aß er oder steckte sie sich in die Taschen.

Er liest weiter; ihm läuft das Wasser im Munde zusammen, sein Magen protestiert, sein Kopf ist voll unmöglicher Fantasien.